

Heterogene Gesellschaften und Zusammenhalt

Ist Vielfalt wirklich nur positiv?



Martin Fieder, Departement für evolutionäre Anthropologie, Universität Wien

Zusammenfassung

Gesellschaftliche Diversität wird heute häufig grundsätzlich positiv bewertet. Dies ist aber mehr Wunschvorstellung als empirische Realität. Eine solche pauschale Bewertung ist wenig sinnvoll da sowohl Homogenität als auch Heterogenität Nutzen und Kosten bringen. Menschen haben eine ausgeprägte Tendenz zur Unterscheidung zwischen „Ingroup“ und „Outgroup“ und zeigen daher gegenüber Mitgliedern der eigenen Gruppe im Durchschnitt mehr Vertrauen, Kooperation und Hilfsbereitschaft. Besonders wichtig für soziale Verbundenheit sind dabei gemeinsame Werte und Weltanschauungen.

Dieses Verhalten lässt sich aus unserer Evolution verstehen: Der Austausch zwischen Gruppen hat zum einem vor einer genetischen Isolation bewahrt und zudem kulturellen Austausch ermöglicht. Gleichzeitig konnten Begegnungen zwischen fremden Gruppen gefährlich sein, waren oft auch von Gewalt geprägt. Dieses Spannungsverhältnis zwischen dem „Eigenen“ und dem „Fremden“ prägt uns bis heute.

Die empirische Forschung in modernen Gesellschaften zeigt daher auch ein viel differenziertes Bild was ethnische Heterogenität/Diversität betrifft: Ethnische Heterogenität

ist mit einem geringeren sozialen Vertrauen und höherer Bedrohungswahrnehmung verbunden, die zu einer höheren Wahrscheinlichkeit führt, migrationskritische Parteien zu wählen. Diese negativen Effekte hängen jedoch wesentlich vom Ausmaß der ethnischen Heterogenität ab und können durch persönliche Kontakte abgeschwächt werden.

Besonders Partnerschaften können zum Aufbau längerfristiger Beziehungen zwischen Gruppen führen. Diese entstehen aber vor allem dort, wo ethnische Minoritäten nicht zu groß sind (am Land). Große, räumlich konzentrierte und weitgehend abgeschlossene Gemeinschaften (in der Stadt) erschweren dagegen Kontakte und Partnerschaften deutlich und begünstigen daher die längerfristige Entstehung von Parallelgesellschaften.

Ausgangspunkt – Grundlagen

Die öffentlichen Diskussionen darüber, wie heterogen unsere Gesellschaften sind und vor allem, wie heterogen sie sein sollen, sind derzeit nahezu ausschließlich von den Vorzügen der Vielfalt geprägt. So wird Vielfalt per se als gut, wichtig und erstrebenswert für eine Gesellschaft angesehen. Das sooft geäußerte „Wir sind vielfältig und das ist gut so“, bringt diese gesellschaftliche Wunschvorstellung – optisch oft durch die Farben des Regenbogens begleitet – gut auf den Punkt. „Bunt sein“ wird zum Synonym für Vielfältigkeit. Doch einmal von solchen gesellschaftlichen Wunsch- und Wertvorstellungen abgesehen, wie lassen sich Auswirkungen einer heterogenen Gesellschaft auf einer analytischen faktenorientierten Ebene beurteilen – was bringt Diversität, was kostet sie?

Als Evolutionsbiologe, heißt es bei dieser Frage so wie bei vielen anderen Themen auch „back to the roots“. Was weiß die Evolutionsbiologie über die Themen Vielfalt und gesellschaftliche Heterogenität zu sagen? Wie bei fast allen Themen in der Evolutionsbiologie gilt auch hier: es gibt nicht „nur gut“ oder „nur schlecht“. Beides, gesellschaftliche Homogenität und gesellschaftliche Heterogenität haben Nutzen, aber auch Kosten.

Zunächst, wo lagen die Nutzen möglichst homogener Gruppen in unserer evolutionären Vergangenheit? Grundsätzlich sind gesellschaftlicher Zusammenhalt und gegenseitiges Verständnis und Vertrauen deutlich einfacher zu erzielen, wenn die Menschen hinsichtlich ihrer Kultur, Sprache und Werte einander ähnlich sind. Gereiht nach ihrer Bedeutung, sind dabei die sieben Säulen sozialer Verbundenheit / Ähnlichkeit (Dunbar 2022):

1. gemeinsame Weltanschauung (Religion) und Werte
2. ähnlicher Humor
3. Interessen und Hobbys
4. sozialer Hintergrund
5. gemeinsame geografische bzw. kulturelle/ ethnische Herkunft
6. gemeinsame Sprache bzw. Dialekt
7. ähnlicher Geschmack

Auffällig an dieser Reihung ist die hohe Bedeutung der gemeinsamen Weltanschauung (Religion) und Werte im Vergleich zur gemeinsamen geografischen bzw. kulturellen/ethnischen Herkunft, die auf der Liste viel weiter unten steht. Wir sind daher nicht ohne Grund gerade bei den Themen Werte/Politik und Zuwanderung aus anderen Kulturen/Religionen besonders gespalten. Eine andere Ethnie spielt dabei interessanterweise eine viel geringere Rolle als unsere Werte und Religion.

Daher kommt wahrscheinlich auch unsere Neigung, die Welt in „zu unserer Gruppe gehörig“ und „nicht zu unserer Gruppe gehörig“ einzuteilen. So wissen wir aus vielen psychologischen Experimenten, wie stark unsere „in- Group/out-Group“-Einstellung und der Konformismus innerhalb der eigenen Gruppe ist: dazu zählen etwa das Stanford Prisoner Experiment, das Robbers-Cave-Experiment oder auch das Brown und Blue Eye Experiment.

Mit der geschlechtergerechten Sprache führen wir derzeit gewissermaßen ein weiteres sozialpsychologisches Experiment im gesellschaftlichen Großmaßstab durch. Denn sprachliche Formen machen die Zugehörigkeit zu Gruppen unterschiedlicher politischer und gesellschaftlicher Werthaltungen unmittelbar sichtbar. Sprache wird so zu einer Art Uniform, die die Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe nach außen hin demonstriert, und damit gleichzeitig die Gesellschaft polarisiert. Ein Paradox: Eine Sprachpraxis, die mit dem Anspruch antritt, zu inkludieren, führt zur Abgrenzung entlang von Werthaltungen, der wichtigsten der oben genannten sieben Säulen für Verbundenheit.

Aus zahlreichen Studien wissen wir, dass Menschen in allen Kulturen systematisch Mitglieder ihrer Eigengruppe gegenüber Angehörigen von Fremdgruppen bevorzugen (Tajfel et al., 1971; Balliet et al., 2014). Diese Ingroup-Bevorzugung zeigt sich unter anderem durch häufigere Kooperation, mehr Vertrauen, gerechtere Ressourcenverteilung und die Durchsetzung von Normen (Tajfel et al., 1971; Bernhard et al., 2006; Baumgartner et al., 2012; Balliet et al., 2014). Kooperation innerhalb einer Gruppe wird dabei durch die gleiche soziale Identität und die Erwartung gegenseitiger Unterstützung gefördert (Yamagishi & Kiyonari, 2000; Balliet et al., 2014). Eine besondere Ausprägung stellt der sogenannte „Eigengruppen-Altruismus“ dar, bei dem eine erhöhte Hilfsbereitschaft gegenüber Mitgliedern der eigenen Gruppe mit einer geringeren Unterstützung bis hin zur Benachteiligung von Fremdgruppen einhergeht (Bernhard et al., 2006; Choi & Bowles, 2007). Interessanterweise ist diese Tendenz zur Bevorzugung der eigenen Gruppe bereits im Kindesalter nachweisbar (Dunham et al., 2011; Raabe & Beelmann, 2011).

Was aber sind die Vorteile gesellschaftlicher Heterogenität, oder anders gefragt, wo liegen die Nachteile zu hoher Homogenität? Um das zu verstehen müssen wir jene Kleingruppen betrachten, die unsere Evolution über Zehntausende von Jahren dominiert haben. Zwar haben sich wohl auch in diesen Kleingruppen möglichst ähnliche Individuen besser verstanden. Doch diese Kleingruppen hatten darüber hinaus ein essentielles Problem. Sie benötigten den Austausch mit anderen Gruppen, um einerseits genetischen Probleme durch zu viel Heirat innerhalb der eigenen Gruppe zu verhindern, und um andererseits vom kulturellen Austausch zu profitieren. Allerdings konnte der Kontakt mit anderen Gruppen auch gefährlich sein, da solche Kontakte oft mit gewalttätigen bis hin zu letalen

Auseinandersetzungen verbunden waren (Reich & Lescault 2018, Fieder 2024). Dieses Spannungsverhältnis zwischen Chancen und Gefahren im Austausch mit fremden Gruppen hat uns bis heute geprägt und findet seinen Ausdruck in den zwei Polen Fremdenfreundlichkeit vs. Fremdenfeindlichkeit – evolutionär sind beide Eigenschaften sinnvoll (Schahbasi et al. 2021, Fieder 2024).

Gesellschaftliche Heterogenität durch Migration

Die Kenntnis dieser prinzipiellen Zusammenhänge ist essenziell für das Verständnis der Auswirkungen gesellschaftlicher Heterogenität, wie sie derzeit besonders durch die Migration bedingt ist. Dazu gibt es mittlerweile zahlreiche Arbeiten, die überwiegend negative Effekte auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt finden. Dabei zeigt sich auch, dass die nahezu durchgängig beobachteten negativen Auswirkungen wesentlich vom Ausmaß der Migration und der daraus resultierenden gesellschaftlichen Heterogenität abhängen.

Die bisher größte Meta-Studie die über 87 Einzelstudien inkludierte, von Dinesen et al. (2020), zeigt durchgängig einen negativen Zusammenhang zwischen ethnischer Diversität und sozialem Vertrauen, der allerdings nur für die unmittelbare Nachbarschaft gilt. Das deckt sich auch mit der „klassischen“ Studie von Putnam (2007), der auf Basis von ca. 30.000 US-Daten den Einfluss ethnischer Diversität auf das Vertrauen untersuchte. Ethnische Diversität war dabei ebenfalls mit geringerem sozialem Vertrauen und geringerem Sozialkapital – definiert als soziale Beziehungen und Freundschaften, gegenseitige Hilfe und Kooperation, ehrenamtliches bzw. gemeinschaftliches Engagement sowie Vertrauen in lokale Institutionen – assoziiert. Den beobachtbaren sozialen Rückzug als Folge einer zu heterogenen Nachbarschaft bezeichnete Putnam als „hunkering down“. Dieser Zusammenhang blieb auch nach Kontrolle sozioökonomischer Faktoren bestehen. Das oft angeführte Argument, man müsse Menschen lediglich sozioökonomisch besserstellen, um die Akzeptanz heterogener Umgebungen zu steigern, scheint durch diese Ergebnisse daher nicht bestätigt.

Auch Koopmans et al. (2011) konnte zeigen, dass Diversität mit geringerem Vertrauen und weniger prosozialem Verhalten einhergeht. Anders als Putnam, der darin vor allem einen Rückzug ins Private sieht, kommt Koopmans et al. jedoch zum Schluss, dass Diversität auch gemeinschaftliche Initiativen fördern kann, um Defizite bei der Bereitstellung öffentlicher Güter auszugleichen.

Ethnische Heterogenität verstärkt zudem die politische Polarisierung. So fanden Kaufmann und Goodwinn (2018) auf Basis von 171 Studien, dass eine zunehmende Diversität mit einer stärkeren Bedrohungswahrnehmung und einer höheren Unterstützung für migrationskritische Parteien verbunden ist. Dieser Zusammenhang gilt jedoch nur für sehr kleine als auch in sehr große räumliche Einheiten. In mittelgroßen Einheiten mit etwa 5.000–10.000 Einwohnern ist eine höhere Diversität dagegen mit einer geringeren Bedrohungswahrnehmung verbunden. Ein Befund, der sich auch im Wahlverhalten auf

nationaler Ebene und Länderebene in vielen europäischen Ländern und den USA widerspiegelt.

Sozialer Kontakt kann negative Effekte abschwächen

Dieser grundsätzlich negative Zusammenhang zwischen ethnischer Heterogenität und sozialem Vertrauen kann allerdings durch regelmäßigen Kontakt abgeschwächt werden. So finden Stolle et al. (2008) für die USA und Kanada, dass insbesondere Angehörige der weißen Mehrheitsbevölkerung in ethnisch heterogeneren Nachbarschaften zwar geringeres Vertrauen aufweisen, regelmäßiger persönlicher Kontakt mit Nachbarn diesen Zusammenhang jedoch deutlich abschwächt. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Gundelach und Freitag (2013) für Deutschland. Auch hier reduzieren interethnische Freundschaften den negativen Zusammenhang zwischen Diversität und Vertrauen deutlich. Bei intensivem interethnischem Kontakt kann sich der negative Zusammenhang sogar umkehren, wie Rudolph und Popp (2010) anhand von US-Daten zeigen konnten.

Zusammenfassend zeigen die vorliegenden Studien keine Evidenz dafür, dass ethnische Heterogenität an sich das soziale Vertrauen oder Sozialkapital erhöht. Im Gegenteil, eine höhere ethnische Heterogenität ist im Durchschnitt mit geringerem sozialem Vertrauen sowie stärkerer Bedrohungswahrnehmung und Unterstützung migrationskritischer bzw. populistisch-radikal-rechter Parteien verbunden. Die Stärke und teilweise auch die Richtung dieser Zusammenhänge hängen jedoch ganz wesentlich vom Ausmaß und räumlichen Kontext der Heterogenität ab. Entscheidend ist zudem die Möglichkeit des sozialen Kontakts zwischen den Gruppen. So kann regelmäßiger und intensiver persönlicher Kontakt, insbesondere in Form interethnischer Freundschaften und Kooperation, diese negativen Zusammenhänge deutlich abschwächen oder neutralisieren.

Heiratsverhalten als Indikator

Anhand von mehr als 600.000 verheirateten Männern und Frauen aus sechs europäischen Ländern haben wir (Fieder et al. 2010) untersucht, unter welchen Umständen Menschen einen Partner aus einer anderen Religionsgemeinschaft heiraten. Das zentrale Ergebnis ist erstaunlich klar: Entscheidend ist vor allem, wie groß die eigene Religionsgemeinschaft am Wohnort ist. Je mehr potenzielle Partner der eigenen Religion verfügbar sind – insbesondere in Städten mit größeren religiösen Gemeinschaften –, desto häufiger heiraten Menschen innerhalb ihrer Gruppe. Lokale religiöse Minderheiten heiraten dagegen deutlich häufiger über die Religionsgrenzen hinweg. Unsere Studie zeigt, dass Menschen zwar einen Partner mit einem ähnlichen religiösen bzw. kulturellen Hintergrund bevorzugen, dieser

Zusammenhang allerdings dadurch abgeschwächt werden kann, dass lokal nur kleine migrantische Communities vorkommen.

Langfristig ist dies für den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedeutsam. Durch gemeinsame Kinder und Familien schaffen interreligiöse Partnerschaften verwandtschaftliche Verbindungen über Gruppengrenzen hinweg und können damit besonders stabile soziale Brücken zwischen verschiedenen Gemeinschaften bilden. Im Umkehrschluss ist die Bildung großer migrantischer Communities in Städten problematisch, da dadurch vermutlich weniger interreligiöse und interkulturelle Freundschaften und Partnerschaften entstehen. Dies begünstigt die Entstehung und die langfristige Stabilität von Parallelgesellschaften.

Die Ergebnisse der erwähnten Studien sprechen stark dafür, dass räumliche Konzentration großer, religiös homogener Gemeinschaften die langfristige soziale Durchmischung deutlich erschwert und daher vermieden werden sollte. Stattdessen sollten Migranten möglichst gleichmäßig über das ganze Land verteilt werden, um persönliche Kontakte und somit Integration zu ermöglichen.

Warum haben moderne Gesellschaften eine Obsession mit „Diversität“?

Woher kommt die Annahme, dass Diversität per se positiv ist, obwohl die empirische Überprüfung zumeist negative, jedenfalls aber differenziertere Zusammenhänge findet?

Ein wichtiger Grund dürfte darin liegen, dass der Ursprung dieses Narratives im akademischen universitären Umfeld, und da insbesondere den postmodernen Geistes- und Sozialwissenschaften. Bei einer Betrachtung dieses, von Natur aus sehr diversen akademischen Umfelds kann man tatsächlich leicht zu der Erkenntnis gelangen, dass Diversität etwas Gutes ist: Menschen aus verschiedensten Nationen, Ethnien und Kulturen arbeiten meist erfolgreich zusammen. Diese Erfahrung wurde schließlich ohne viel Hinterfragen auf ganze Gesellschaften übertragen. Dabei wurde übersehen, dass das akademische Umfeld zwar in vielen Belangen sehr divers ist, nicht aber, was die Werte und politische Einstellung betrifft, der wichtigsten Säule sozialer Verbundenheit.

So konnte Manzi (2026, Frankfurter Allgemeine Zeitung 28.5.2026) am Beispiel von 600.000 wissenschaftlichen Arbeiten, die zwischen 1960 und 2024 in den Sozialwissenschaften erschienen sind, zeigen, dass ca. 90% dieser Arbeiten dem politisch linken Spektrum zuzuordnen sind – eine erstaunliche Homogenität für Wissenschaften, deren Repräsentanten Diversität meist hochhalten. Man sollte daher immer näher hinschauen, ob trotz Diversität nicht doch das Prinzip „Gleich und gleich gesellt sich gerne“ gilt.

Ein anderer Grund kann aber auch sein, dass unseren westlichen Gesellschaften als Folge der ungeplanten und zumeist unkontrollierten Migration Diversität schlicht „passiert“ ist. Weil die neue gesellschaftliche Heterogenität jedoch auch negative Folgen hat, entstand eine

übergeordnete Erzählung: mag Heterogenität im Detail auch einzelne negative Folgen haben, im Wesentlichen ist sie positiv.

Literatur

Balliet, D., Wu, J., & De Dreu, C. K. W. (2014). Ingroup favoritism in cooperation: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 140(6), 1556–1581. <https://doi.org/10.1037/a0037737>

Baumgartner, T., Götte, L., Gügler, R., & Fehr, E. (2012). The mentalizing network orchestrates the impact of parochial altruism on social norm enforcement. *Human Brain Mapping*, 33(6), 1452–1469. <https://doi.org/10.1002/hbm.21298>

Bernhard, H., Fischbacher, U., & Fehr, E. (2006). Parochial altruism in humans. *Nature*, 442(7105), 912–915. <https://doi.org/10.1038/nature04981>

Choi, J.-K., & Bowles, S. (2007). The coevolution of parochial altruism and war. *Science*, 318(5850), 636–640. <https://doi.org/10.1126/science.1144237>

Dinesen, P. T., Schaeffer, M., & Sønderskov, K. M. (2020). Ethnic diversity and social trust: A narrative and meta-analytical review. *Annual Review of Political Science*, 23, 441–465. <https://doi.org/10.1146/annurev-polisci-052918-020708>

Dunbar, R. I. M. (2022). *How religion evolved: And why it endures*. Pelican.

Dunham, Y., Baron, A. S., & Carey, S. (2011). Consequences of “minimal” group affiliations in children. *Child Development*, 82(3), 793–811. <https://doi.org/10.1111/j.1467-8624.2011.01577.x>

Fieder, M. (2024). Warum sind wir fremdenfreundlich und/oder fremdenfeindlich? Eine evolutionäre Analyse. In *Evolutionäre Sozialwissenschaften: Ein Rundgang* (pp. 267–282). Springer Fachmedien Wiesbaden.

Fieder, M., Schahbasi, A., & Huber, S. (2020). Do birds of a feather flock together? Factors for religious heterogamy. *Journal of Biosocial Science*, 52(5), 664–680. <https://doi.org/10.1017/S0021932019000713>

Frankfurter Allgemeine Zeitung. (2026). *Neue Studie: Die Sozialwissenschaft tickt links – das ist ein Problem*. FAZ. <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/hoersaal/neue-studie-die-sozialwissenschaft-tickt-links-das-ist-ein-problem-accg-200854322.html>

Gundelach, B., & Freitag, M. (2014). Neighbourhood diversity and social trust: An empirical analysis of interethnic contact and group-specific effects. *Urban Studies*, 51(6), 1236–1256. <https://doi.org/10.1177/0042098013495578>

Kaufmann, E., & Goodwin, M. J. (2018). The diversity wave: A meta-analysis of the native-born white response to ethnic diversity. *Social Science Research*, 76, 120–131.

Koopmans, R., Dunkel, A., Schaeffer, M., & Veit, S. (2011). *Ethnische Diversität, soziales Vertrauen und Zivilengagement: Projektbericht* (WZB Discussion Paper SP IV 2011–703). Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

Manzi, J. (2026). The ideological orientation of academic social science research 1960–2024. *Theory and Society*, 55, Article 25. <https://doi.org/10.1007/s11186-026-09690-2>

Putnam, R. D. (2007). E pluribus unum: Diversity and community in the twenty-first century. *Scandinavian Political Studies*, 30(2), 137–174.

Raabe, T., & Beelmann, A. (2011). Development of ethnic, racial, and national prejudice in childhood and adolescence: A multinational meta-analysis of age differences. *Child Development*, 82(6), 1715–1737. <https://doi.org/10.1111/j.1467-8624.2011.01668.x>

Reich, D. (2018). *Who we are and how we got here: Ancient DNA and the new science of the human past*. Pantheon Books.

Rudolph, T. J., & Popp, E. (2010). Race, environment, and interracial trust. *The Journal of Politics*, 72(1), 74–89. <https://doi.org/10.1017/S002238160999048X>

Schahbasi, A., Huber, S., & Fieder, M. (2021). Factors affecting attitudes toward migrants—An evolutionary approach. *American Journal of Human Biology*, 33(1), e23435.

Stolle, D., Soroka, S., & Johnston, R. (2008). When does diversity erode trust? Neighborhood diversity, interpersonal trust and the mediating effect of social interactions. *Political Studies*, 56(1), 57–75. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9248.2007.00717.x>

Tajfel, H., Billig, M. G., Bundy, R. P., & Flament, C. (1971). Social categorization and intergroup behaviour. *European Journal of Social Psychology*, 1(2), 149–178. <https://doi.org/10.1002/ejsp.2420010202>

Yamagishi, T., & Kiyonari, T. (2000). The group as the container of generalized reciprocity. *Social Psychology Quarterly*, 63(2), 116–132. <https://doi.org/10.2307/2695887>

Martin Fieder

Departement für evolutionäre
Anthropologie, Universität Wien,
Djerassiplatz 1, 1030 Wien



Interesse auf mehr?

**IUFE Aktuell**

Immer informiert
bleiben.